

(Nachdruck verboten.)

271

Das Gemeindegeld.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

14.

Peter ging es täglich besser; er durfte wieder sprechen und durfte essen, was ihm schmeckte, nur schreien und rauchen war ihm noch verboten. Während seiner Krankheit hatte er nicht aufgehört sich zu fürchten, im Anfang vor dem Sterben und später vor der Rechnung, die der Arzt ihm machen würde. Als dieser seine Besuche einstellte und die Rechnung nicht sofort schickte, ließ Peter sie abholen, aber nur um ihr einen schönen Empfang zu bereiten. Er legte sie auf den Tisch, setzte sich vor sie hin und begann, Posten für Posten grimmig anzusehen. Sein Weib schlich voll Besorgnis um ihn herum und bat ihn schüchtern, nicht so zu toben, worauf er es noch viel ärger trieb. Zu Fleiß! — weil er doch sehen wollte, ob die Reparatur, die der alte Rotenreißer an ihm vorgenommen und sich so unverschämt bezahlen lasse, wenigstens ordentlich gemacht sei.

Es war ihm gelungen, sich völlig um sein bißchen Menschenverstand zu bringen und in den nicht mehr zurechnungsfähigen Zustand hinein zu ärgern, in dem ihn Winka am liebsten vor der Begegnung mit fremden Leuten bewahrt hätte, als es an der Tür pochte und recht zur unglücklichen Stunde der Wirt erschien.

Er zog höflich den Hut, und Winka sah auf den ersten Blick: Der will etwas und zwar etwas nicht ganz Recht-mäßiges.

Peter gab auf die Erkundigung nach seinem Befinden, mit der der Besuch sich einführte, keine Antwort, schob, als jener sich neben ihn gesetzt hatte, ihm nur die Rechnung hin, schnaubte: „Da!“ und sah ihn von der Seite gespannt und erwartungsvoll an.

Der Wirt versank in das Studium des Schriftstückes. Nach einer Weile, die hingereicht hätte, um es auswendig zu lernen, sprach er, seine Worte mit einem Schlage der flachen Hand auf das Papier bekräftigend:

„Das ist die Rechnung vom Doktor.“

„Die Rechnung vom Doktor, vom Spitzbuben; furchtbar überhalten hat mich der Lump.“

„Kann's nicht finden,“ erwiderte der Wirt: „Dich überhalten, so ein Sparmeister! — kommt nicht vor. Die Rechnungen sind in Ordnung — beide Rechnungen, die vom Doktor und“ — er lächelte verlegen, griff in die Brusttasche und zog langsam ein gefaltetes Papier hervor, das er dem Peter hinhielt, „und die meinige auch.“

Peter fuhr zurück wie vor einem Feuerbrand und schrie aus Reibeszähnen: „Rechnung?“ — was das zum Teufel für eine Rechnung sein könne, hätte er wissen mögen; er hatte keinen Kreuzer Schulden im Wirtshaus, er trank nie einen Tropfen, den er nicht sogleich bezahlte.

Ja, meinte der Wirt, als er endlich zu Worte kommen konnte, es handle sich auch nicht um Tropfen, sondern um einen Baum, den Baum seines Gartens nämlich, der bei Gelegenheit des Lokomobilsturzes zu Schaden gekommen war.

Nun geriet Peter völlig in Wut. Was in alle Wetter ging der Baum ihn an? Wie konnte der Wirt sich erlauben, ihm die Rechnung für den Baum zu bringen? . . . Daß der Baum umgerissen worden, das war ja die Ursache des ganzen Unglücks gewesen. Es geschah in dem Augenblick, in dem Peter just im Begriff gewesen, die Pferde wieder in die Hand zu kriegen, er hatte sie schon, ein Miß noch, und sie wären gestanden wie Mauern und hätten die Wendung genommen ins Hofstor wie die Lämmer. Freilich, wenn der Baum umpoltet vor ihren Nasen, da werden solche Tiere scheu . . . Kühe sind's ja nicht. So wars, Peter schwor es hoch und teuer — schwor auch, jeden, der es nicht einjähre, mittels Fußtrittes davon zu überzeugen. In seiner Aufregung verließ er trotz Winka's Abmahnungen das Haus und begab sich mit dem Wirt an die Ecke von dessen Garten, um den Vorgang an Ort und Stelle ausführlichst zu demonstrieren.

Sorgenvoll blickte sein Weib ihm nach. Sieben Wochen lang hatte er das Zimmer nicht verlassen und unternahm jetzt seinen ersten Ausgang an einem stürmischen Oktobertag, im leichten Hausanzug, heiß vor Zorn und feuchend vor Aufregung. Bis herüber hörte sie ihn schreien: Als er den Baum erblickt hatte, dessen Wiederaufstellung zu bezahlen ihm zugemutet wurde, war er in die Höhe gesprungen wie toll. Was war denn das! Betrug! schuftiger Betrug! . . . Nicht nur einfach aufgestellt, neu hergestellt war der Baum. Mehr als die Hälfte seiner morschen Bretter durch neue ersetzt. Wie? ein alter Baum war umgefallen und ein neuer aufgestanden, und zwar auf Peters Kosten? . . . Er tobte, er rief jeden Vorbeigehenden zum Zeugen des Diebstahls, den der Wirt an ihm verüben wollte. Vor einem immer wachsenden Publikum erzählte er die Geschichte ein halbes Duzend Mal nach einander, erzählte sie mit immer neuen, seine Behauptung bekräftigenden Zusätzen. Der verfluchte Baumumreißer, der „Bub“, hat alles auf dem Gewissen, das Scheitern der Pferde, den Sturz des Lokomobils, den Unfall Peters — des Helden, der, selbst im Augenblick dringender Lebensgefahr, die Rettung des Eigentums der Gemeinde im Auge behalten und, statt zur Seite zu springen, noch ganz zuletzt seinem Gespann eine Wendung gegeben, einen Rud, der verhindert hätte, daß die Maschine auf „Franzen“ ging. Er war zuletzt so heiser wie eine Rohrdommel und fiel vor Müdigkeit fast um. In der Nacht ließ die Unruhe ihn nicht schlafen, und des Morgens schickte er zum Bürgermeister, zu den Räten und zu einigen Freunden und entbot sie ins Wirtshaus, wo er eine ernsthafte Beratung mit ihnen pflegen wollte. Sie kamen und er setzte ihnen auseinander, daß er sein Recht verlange, und wenn die Gemeinde es ihm nicht gewähre, werde er sich's beim Bezirksgericht holen, beim Kreisgericht, beim Kaiser.

Der Bürgermeister stieß Seufzer um Seufzer aus, während Peter sprach, lächelte ängstlich, sah die Räte um Beistand bittend an. Er war der sanftmütigste Mann im Orte, sehr jung für sein Amt und — weil etwas gebildeter als die meisten seiner Standesgenossen — ihrer Robheit gegenüber ziemlich hilflos. Was denn also Peters Recht sei? fragte er, und dieser, statt zu antworten, begann seine Geschichte zu erzählen, die seit gestern noch viel wunderbarer, unmöglicher und glorreicher für ihn geworden war. Der Bürgermeister zuckte die Achseln, der älteste der Räte schlief ein: Anton machte seine ausdrucksvollste bedauernde Gebärde. Einige Witzbolde jedoch erlaubten sich, Peters Prahlereien im Scherz zu überbieten, und erregten damit großes Gelächter. Er schwankte eine Weile, ob er mitlachen oder sich ärgern sollte, wählte aber dann das letztere:

„Hab ich den Baum umgerissen?“ rief er.

„Nein, nein,“ antwortete man ihm.

„So bezahlt ich ihn auch nicht.“

„Nein, nein.“

„Wer aber tut's?“ jammerte der Wirt, dem dicke Schweiß-tropfen auf den glänzenden Wangen standen.

„Wie Du die Rechnung gestellt hast, niemand; sie ist auf alle Fälle unverschämt,“ sagte Anton, und dankbar nickte der Bürgermeister ihm zu. Barock jedoch, der eben sein fünftes Schnapsgläschen leerte und gern ein sechstes auf Kredit bekommen hätte, neigte demütig den kleinen kugelrunden Kopf auf die Seite und sagte:

„Warum niemand? warum nicht der, der ihn umgerissen hat? warum nicht der Bub?“

„Der Bub?“ Das wäre — das wäre was — haha, der Bub!“ kicherte, lachte, spottete man; trotzdem aber ließ sich unschwer erkennen, daß der Vorschlag Anklang gefunden hatte.

Peter bemächtigte sich seiner sogleich und beanspruchte ihn als sein Eigentum. Das war das Recht, von dem er geredet, die Gemugtung, die ihm gebührte für die Gefahr, in die der Bub ihn gebracht. Ihn, der so viel Opfermut bei Rettung der Maschine an den Tag gelegt hatte.

Der älteste Rat war eben aufgewacht und fiel verdrießlich ein: mit dieser Rettung sei es ein verfluchtes Geslunker. Bei dieser Rettung habe das Lokomobil „eins hinauf bekommen,“ von dem es sich nicht erholen könne. In einem fort repariere Anton an ihm und vermöge nicht, es „auf

gleich" bringen. Es puste wie schwindfüchtig, und sein vor-mals so heller Pfiff gleiche jetzt dem Miauen einer kranken Katze. Daran läge gar nichts, meinte Anton; Pfeifen und Miauen käme am Ende auf eins heraus; das aber, daß die Maschine weit weniger leistungsfähig sei als früher, müsse er leider gelten lassen.

Seine Erklärung erweckte allgemeine Unzufriedenheit; nur Peter nahm keine Notiz von ihr, trommelte mit den Fäusten auf den Tisch und rief:

"Der Bub muß her, und der Bub muß zahlen."

"Muß her, freilich," stimmte man von vielen Seiten bei, und der Bürgermeister, der immer ungeduldiger wurde, je ohnmächtiger er sich fühlte, der Strömung entgegenzusteuern, die die öffentliche Meinung genommen hatte, sagte lauter, als sonst seine Weise war:

"Er muß, was muß er? Das nicht, was Ihr Euch einbildet!" Eine abwehrende Handbewegung war seine Antwort auf die Einwendungen, die sich erhoben, und er schloß: "Er kommt nicht, kann nicht kommen, weil er und der Arnost einberufen worden sind und sich heute haben stellen müssen."

Das war nun allerdings etwas anderes, und es hieß sich bescheiden.

Wohl kam Babel am nächsten Morgen zurück, brachte aber nur vierundzwanzig Stunden daheim zu und sprach nur mit zwei Personen, mit dem Bürgermeister und mit Anton. Beim ersten meldete er sich in Gesellschaft Arnosts. Sie hatten beide das Glück gehabt zur Landwehr eingeteilt zu werden, mußten jedoch sogleich einrücken.

Der zweite, den er zufällig traf, der Schmied, klagte ihm seine Not mit der Maschine und forderte ihn auf, nach dem Hofe Peters zu kommen, wo sie noch immer stand. Beim ersten Blick, den Babel auf sie warf, wiederholte er, was er schon einmal gesagt hatte: "Seht Ihr nicht, daß das Stangel verbogen ist?" — Anton gab es zu, war aber der Ansicht, an der Kleinigkeit läge nichts.

"Alles liegt daran," entgegnete Babel. "Deswegen stoßt's ja so, deswegen geht der Schieber nicht ordentlich, und wie soll denn der Dampf richtig eintreten? Einmal kommt zu viel, einmal zu wenig."

Es gelang ihm, den Schmied zu überzeugen, und nun brachten sie miteinander die Sache in kurzer Zeit in Ordnung.

Peter zeigte sich nicht, aber man hörte ihn in der Scheuer jämmerlich husten. "Er hat sich verdorben mit lauter Schreien," sagte Anton; "der Doktor kommt wieder zu ihm."

(Fortsetzung folgt.)

Die Musik der exotischen Völker.

Nichts unter den Sitten und Gebräuchen ungebildeter Völker erregt so sehr unsere Heiterkeit, wie ihre Musik. Sie erscheint uns komisch, ja abstoßend, wenn wir sie, etwa bei einer Vorführung exotischer Schauspieler im Zirkus, zwischen zwei Musikstücken vorgeführt bekommen, und selbst der Forschungsreisende, der ja durch sein längeres Verweilen in fremden Ländern schon an seltsame Eindrücke gewöhnt ist, verärgert es nie, den eigenartigen Eindruck zu schildern, den die Musik der Wilden oder Halbgebildeten auf ihn gemacht hat. Aber wir tun den exotischen Völkern unrecht, wenn wir annehmen, daß nur unser Tonssystem das einzig mögliche, naturnotwendig entstandene sei, und daß jede andere Art von Musik nichts als ein mißtönendes Geräusch ist, eine Anschauung, deren Unrichtigkeit erst vor 25 Jahren durch Alex. J. Ellis nachgewiesen wurde. Seither sind wir in der Erforschung der Musik fremder Völker erheblich weiter gekommen, und Dr. Erich Fischer in Berlin, der sich in einem in den "Grenzböten" erscheinenden Aufsatz mit der exotischen Musik befaßt, weist mit Recht darauf hin, daß diese Musik, wenn gleich wir heute noch außerstande sind, in ihre charakteristischen Schönheiten völlig einzudringen, doch hohen Anspruch auf unsere Beachtung hat. Denn ihr systematisches Studium wird sowohl für die Ethnologie wie für die Psychologie fremder Völker und schließlich für die Musikgeschichte von großer Bedeutung werden.

Daß uns die Musik exotischer Völker, besonders die der Chinesen, so unverständlich, oft sogar widerwärtig und absurd erscheint, liegt daran, daß in ihr vielfach ganz andere Formen üblich sind als in unserer Tonkunst. Karl Maria v. Weber hat bekanntlich in seine "Lurandot"-Overtüre ein Hauptthema aufgenommen, das aus der chinesischen Musik stammt, und das Weber selbst "bizarr" nennt. Auch die Tonsysteme mancher orientalischer Kulturvölker sind von den europäischen grundverschieden. Der schon genannte Ellis wies 1885 nach, und zwar dadurch, daß er an fremdländischen Instrumenten äußerst sorgfältige Tonmessungen vornahm, daß die Siamesen die Oktave in sieben Stufen einteilen, aber nicht in Halb- und Ganztöne wie wir, sondern in Töne von stets gleichem Abstand.

Diese Intervalle sind kleiner als die zwischen unseren Ganztönen und größer als zwischen unseren Halbtonen; sie stimmen insoweit dessen alle nicht, die Oktave ausgenommen, mit den unsrigen überein. Von einer im Jahre 1900 in Berlin gastierenden Siamestruppe haben Stumpf und Abraham Phonogramme aufgenommen, die den eklatanten Nachweis lieferten, wieviel außerordentlich Interessantes in der exotischen Musik noch verborgen ist. Daß die Wissenschaft früher nicht darauf gekommen war, hatte seinen Grund darin, daß es an einem Mittel fehlte, die musikalischen Äußerungen der fremden Völker mit ihren charakteristischen Besonderheiten zu fixieren. Dieser Mangel wurde durch die Erfindung des Phonographen vollständig gehoben. Die ersten Phonogramme exotischer Musik lieferte Dr. B. Fowles, der im Jahre 1890 Gefänge der nordamerikanischen Juni-Indianer aufnahm. Das Verdienst aber, die Erforschung der exotischen Musik zu einer selbständigen Wissenschaft gemacht zu haben, gebührt Stumpf, der zusammen mit Dr. O. Abraham und Dr. E. M. v. Hornbostel das Berliner Phonogrammarchiv gründete. "Jeder Reisende in einem noch wenig erforschten Gebiet sollte mit einem phonographischen Apparat ausgerüstet sein und möglichst viele Musikstücke und Gefänge aufnehmen." So beginnt das Instruktionbüchlein, das im Auftrag des Berliner Museums für Völkerkunde Forschungsreisenden, Missionaren, Offizieren der Schutztruppe und anderen nebst einer phonographischen Ausrüstung mitgegeben wird. Dank dieser Einrichtung hat sich während des letzten Jahrzehntes der Bestand des Archivs von 30 auf 3000 Walzen vermehrt. Alle Weltteile sind musikalisch vertreten. Grönländische Gesimolieder (sie sind im vorigen Winter in Berlin zu Gehör gebracht worden) finden sich hier neben patagonischen Gefängen; aus Tunis wie aus Transvaal sind Aufnahmen vorhanden, aus Finnland wie aus Ostturkestan, aus Sumatra wie von den Salomoninseln. Aber auch von den Wendischen Bewohnern des Spreewaldes und von berühmten Fiedelkünstlern der Schweiz beherbergt das Archiv etliche Phonogramme. Mit einem so reichen Material läßt sich die vergleichende Musikwissenschaft ganz systematisch betreiben. Auf Grund der so gewonnenen wissenschaftlichen Ergebnisse lassen sich die Behauptungen mancher früheren Forschungsreisenden, daß die Gefänge der Naturvölker in einem durchaus regellosen Geheul beständen, zur Genüge widerlegen.

Während die Rhythmik in unserer sich immer mehr nach der harmonischen Richtung entwickelnden Musik entartet, hat sie bei der reinmelodischen Musik der exotischen Völker meist einen außerordentlich hohen Entwicklungsgrad erreicht. Besonders wenn die Trommel mit im Spiel ist, treten häufig rhythmische Gebilde auf, die aufzufassen wir vollkommen außerstande sind. Afrika hat es darin anscheinend am weitesten gebracht. In Westafrika gibt es eine wahre Polyphonie des Rhythmus: drei oder mehr Trommeln tragen zu gleicher Zeit verschiedene Rhythmen vor, und zwar als Begleitung zu einem Gesang, der wieder seinen ganz besonderen Takt und Rhythmus haben kann. Das außerordentlich geschulte Auffassungsvermögen für komplizierte rhythmische Gefüge bei den Negern zeigt sich auch in der sogenannten Trommelsprache, die bekanntlich eine Art drahtloser Telegraphie bildet. Bei vielen Stämmen West- und Mittelfrikas besitzt jedes Haus eine Trommel, die bestimmt ist, Mitteilungen auf akustischem Wege in benachbarte Dörfer gelangen zu lassen. Da die hellen Töne dieser Holztrommeln besonders während der Nacht auf sehr weite Strecken vernehmbar sind, so bildet dieses Meldesystem einen äußerst wichtigen Faktor im Leben zahlreicher afrikanischer Negervölker. Es findet sich übrigens auch in der Südsee und in Südamerika. Eine ausgesprochene Vorliebe für rhythmische Delikatessen in der Melodie selbst besitzen die Indianer, während die Trommelbegleitung bei ihnen meist recht einfach ist.

Von einem eigentlichen Tonssystem kann bei den primitiveren Völkern nicht gesprochen werden. Die Leute kennen die Töne nur innerhalb ihrer Melodien. Wenn man einen afrikanischen Musiker auffordert, eine Tonleiter zu singen, so wird er nie begreifen können, was man von ihm will. Dagegen besitzen die exotischen Kulturvölker ihre eigenen, sehr beachtenswerten Tonsysteme. So können mit der 7stimmigen siamesischen Tonleiter sogar europäische Melodien gespielt werden, ohne daß sie unserm Ohr wesentlich verändert erscheinen. Weit befremdender als das Tonssystem der Siamesen mutet uns ihre Art des gemeinsamen Musizierens an. In ihrem Orchester spielt jedes Instrument eine Variation des Themas, es ist also viel eher ein Nebeneinander, als ein Zusammenmusizieren. Wahrscheinlich haben schon die alten Griechen in ähnlicher Weise musiziert, wie es heute noch in Siam geschieht und auch auf Java, in China, in Japan und anderwärts.

Neben diesen Studien, die mit Hilfe des Phonographen gemacht werden, sucht die vergleichende Musikwissenschaft festzustellen, welche Rolle die Musik im Leben der verschiedenen exotischen Völker spielt, bei welchen Gelegenheiten musiziert wird und von wem, ob Musikinstrumente existieren und welcher Art und Abstammung sie sind. Daß die Tonkunst fast nirgends einen so geringen Faktor im öffentlichen Leben bildet, wie in den Ländern mit europäischer Zivilisation, ist bekannt. "Wollt ihr wissen, ob ein Königreich gut regiert wird, ob die Sitten der Eingeborenen gut oder schlecht sind? Fragt die Musik!" Dies war die Ansicht von Konfuzius wie von Plato. Aber auch für die meisten primitiven Stämme ist die Musik ein unentbehrlicher Bestandteil ihres Daseins; an allen fröhlichen wie ersten Veranstaltungen beteiligt sie sich in hervorragender Weise. So muß die bisher übliche Verpötlung der exotischen Musik einer aufrichtigen Achtung weichen.

Ebenso langen Untertritt 2-3 cm breit annähen. Die Druckknöpfe können in Abständen von etwa 8 cm auf der Naht befestigt werden. Falls man die Hose lieber seitwärts schließen will, schneidet man im Bruch einen Schlitze von 28-30 cm Länge zu beiden Seiten.

Der obere Bund an der Rodhose kann gerade oder rund sein, je nach Geschmack, muß aber auf alle Fälle lose im Gürtel sitzen. Der untere Hosenträger wird mit einem 3 cm breiten Bündchen, das doppelt sein muß, eingefasst. Man kann den unteren Hosenträger einreißbar und an das Bündchen setzen, das die Knieweite haben muß. Oder man setzt das untere Bündchen glatt an und knüpft es dann mit einem Druckknopf übereinander. Zu diesem Zweck muß man unten im Bruch einen 8 cm hohen Schlitze einschneiden. Die Hose kann man unter Kniehöhe oder über Kniehöhe tragen. Je nachdem muß in der Länge zugegeben werden.

Bei 75 cm Länge ist 1,50 Meter Stoff erforderlich, wenn der Stoff 75-80 cm breit liegt. Bei 60 cm breitem Stoff braucht man 1 1/2 Meter und bei 120 cm breitem Stoff nur einmal die Länge, also 75-80 cm.

Kleines feuilleton.

Das „Anklitz“ der Landschaft. Was den meisten Menschen ein nicht in Begriffe zu fassendes Empfinden bleibt, wenn sie, irgend ein Landschaftsbild betrachtend, sich nicht sagen können, woran es liegt, warum diese Gegend so, eine andere wieder ganz und gar verschieden auf sie wirkt, das hat Alexander v. Humboldt mit wenigen Worten meisterhaft erfaßt und zu analysieren verstanden. Wir entnehmen diese seine Charakteristik dem in der von N. S. Francis gegründeten „Natur-Bibliothek“ (die „N.-B.“ erscheint bei Theodor Thomas, Leipzig, und bringt ausgewählte Abschnitte oder vollkommene Neudrucke von den älteren Klassikern der Naturwissenschaft und Technik in fortlaufenden Hefen, das Stück zu 25 Pf.) neuerscheinenden Humboldtischen „Kosmos“, da sie nur wenigen bekannt zu sein scheint. Humboldt schreibt:

„Jede Vegetationszone hat außer den ihr eigenen Vorzügen auch ihren eigenen eigentümlichen Charakter, ruft andere Eindrücke in uns hervor. Wer fühlt sich nicht, um an uns nahe vaterländische Pflanzenformen zu erinnern, anders gestimmt in dem dunklen Schatten der Buchen, auf Hügeln, die mit einzelnen Tannen bekränzt sind, und auf der weiten Grasflur, wo der Wind in dem zitternden Raube der Birken säuselt? So wie man an einzelnen organischen Wesen eine bestimmte Physiognomie erkennt, wie beschreibende Botanik und Zoologie im engeren Sinne des Wortes Zergliederung der Tier- und Pflanzenformen sind; so gibt es auch eine gewisse Naturphysiognomie, welche jedem Himmelsstriche ausschließlich zukommt. Was der Künstler mit den Ausdrücken: Schweizernatur, italienischer Himmel bezeichnet, gründet sich auf das dunkle Gefühl eines lokalen Naturcharakters. Himmelsbläue, Wellen- gestaltung, Duft, der auf der Ferne ruht, Saftfülle der Kräuter, Glanz des Laubes, Umriß der Berge sind die Elemente, welche den Totalindruck einer Gegend bestimmen. Diesen aufzufassen und anschaulich wiederzugeben, ist die Aufgabe der Landschaftsmalerei. Dem Künstler ist es verliehen, die Gruppen zu zergliedern: und unter seiner Hand löst sich (wenn ich den figürlichen Ausdruck wagen darf) das große Gaubild der Natur gleich den geschriebenen Worten der Menschen, in wenige einfache Züge auf.“

Statistisches.

Dr. Erich Simon, Statistisches Taschenbuch. (2. Jahrgang 1911. 1 M. Verlag von A. Bodenburg.) Es ist nicht jedermanns Sache, sich durch die amtlichen statistischen Veröffentlichungen (selbst das „Statistische Jahrbuch“ für das Deutsche Reich oder das für Preußen) durchzufinden; auch sind jene stets zu spezialisiert oder zu umfangreich, um dem Laien schnell Antwort auf statistische Fragen erteilen zu können, die ihm bei der Zeitungs- lektüre, in der Agitation ausflößen. Das Simonsche Taschenbuch bietet nach Stichworten in alphabetischer Reihenfolge statistische Daten, die im allgemeinen für den Laien ausreichen dürften. Erfreulicherweise ist die Arbeiter- (speziell Gewerkschafts-) Statistik relativ ausführlich behandelt. Ein Kalendarium (bis März 1912), eine reichhaltige Zusammenstellung von Verkehrs- und Steuertarifen und ein Anhang mit einer Detailstatistik über Groß-Berlin und das Ausland vervollständigen den Inhalt. Die Zahlenangaben, die ver- gleichsweise meist bis auf das Jahr 1870 zurückgehen, zeichnen sich durch absolute Verlässlichkeit aus; der Verfasser benutzte nur amtliches Material.

Das empfehlenswerte Büchlein ist in zwei Ausgaben (zu gleichem Preise von 1 M.) erhältlich; die auf dünnem Papier verdient ihrer Handlichkeit wegen den Vorzug vor der auf gewöhnlichem Papier.

E. L.

Erziehung und Unterricht.

Ein eigenartiges Anschauungsmittel besitzt die Bürgerchule zu Freiberg i. S. Dort ist ein besonderes Zimmer für den Unterricht in der Heimatkunde hergerichtet. Die eine Wand wird von einem 7 Meter breiten und 4 Meter hohen Bilde bedekt, das die Stadt mit ihrer Umgebung darstellt. Vor diesem Bilde

sind in künstlicher Nachahmung drei Lebensgemeinschaften aus der Natur veranschaulicht: Wiese, Teich und Feldrain. Soweit die Eigenschaft der Materie es gestattet, ist zum Aufbau dieser Lebens- gemeinschaften natürliches Material benutzt worden, anderes, so namentlich die Pflanzen, mußten künstlich ersetzt werden. Alles verwendete Naturmaterial ist der Umgegend Freibergs ent- nommen, und das Kunstmaterial bildet nur solche Stücke nach, die gleichfalls in der Umgebung zu finden sind. Der Uebergang vom Bild zur plastischen Darstellung ist so geschickt hergestellt, daß beides zusammengeht und als eine Einheit erscheint. Bild wie plastische Darstellung werden im Unterricht für Heimatkunde und Natur- kunde benutzt, und zwar als Vorbereitung und zur Wiederholung des Unterrichts in freier Natur, nicht soll dadurch der Unterricht in der Natur überhaupt ersetzt werden. h.

Technisches.

Entwicklung der Elektrizitätswerke. Im Jahre 1910 ist die Entwicklung der Elektrizitätswerke eine besonders leb- hafte gewesen. Innerhalb des Stadtbezirktes Berlin stieg der Stromverbrauch im ersten Halbjahr um 14,6 und im zweiten sogar um 19 Prozent, in Groß-Berlin betragen die entsprechenden Ziffern 16,1 und 19 Prozent. Dagegen ist der Gasverbrauch nur um 2,9 bezw. 5,9 Prozent gestiegen. In diesen Zahlen prägt sich deutlich das Vor- dringen der Elektrizitätsbeleuchtung gegenüber der Gasbeleuchtung aus, obwohl durch die Verwendung der Metallfadenlampen die Zähler erheblich zumungunsten der Elektrizität beeinflusst werden. Wenn da die meisten Neuananschlüsse wohl mit Metallfadenlampen ausgestattet werden, die nur den dritten Teil des Stromes der alten Kohlenfadenlampen verbrauchen, ist die Zunahme der in Benutzung genommenen Lampen noch erheblich größer als die genannten Zahlen; in Deutschland sind im letzten Jahre rund 18 000 Lampen neu angeschlossen worden. Hinter diesem Konkurrenzkampfe ver- birgt sich ein wichtiges soziales Problem, da es im volksgesundheit- lichen Interesse jedenfalls äußerst wünschenswert wäre, wenn Gas- und Petroleumbeleuchtung vollständig durch das elektrische Licht verdrängt würden, das die Luft nicht durch Verbrennungsgase ver- unreinigt. Durch die Ausgestaltung der Metallfadenlampen ist man diesem Ziele sehr nahe gekommen, da diese bei einem Tarife, etwa wie der der Berliner Elektrizitätswerke, das elektrische Licht billiger machen als Petroleumlicht. Folgende einfache Rechnung zeigt dies deutlich. Eine 16kerzige Metallfadenlampe verbraucht etwa 20 Watt, dies kostet pro Stunde (40 Pf. pro Kilowattstunde) 0,8 Pf. Ein Petroleumrundbrenner von 25 Millimeter Durchmesser, der nach Untersuchungen von Prof. Eder in Wien eine durchschnittliche Licht- stärke von 14 Kerzen hat, verbraucht stündlich für 1 bis 1,5 Pf. Pe- troleum, im Mittel 1,25 Pf. Das elektrische Licht ist also um mehr als ein Drittel billiger.

Eine allgemeine Verwendung im Haushalte kleiner Familien kann aber nur dann möglich werden, wenn die Elektrizitätswerke sich dazu verstehen, ihre jetzigen Anschlußbedingungen wesentlich zu mildern. Gerade bei Verwendung von Metallfadenlampen steht oft der Betrag der Zählermiete in krassem Mißverhältnis zu den Kosten des Stromverbrauchs. Es werden noch vielfach Beträge von 12 bis 20 M. verlangt, während kleinere Anschlüsse häufig nur einen Jahresverbrauch von 30 bis 35 Kilowatt oder darunter haben; dies würde in Berlin 12 bis 14 M. jährlich kosten. Es müßte also die Zählermiete mindestens auf den bei Gaswerken üblichen Betrag von 4 bis 6 M. ermäßigt werden. Am besten wäre aber zweifellos der Verkauf des Stroms in kleinen Wohnungen nach einem Pauschaltarif, wobei die Stromkosten, wie heute schon die Wasser- kosten, auf die Miete geschlagen werden könnten. Auch für das Elektrizitätswerk wäre diese Lösung am günstigsten, da jeder Zähler Strom verbraucht, den natürlich der Konsument nicht bezahlt. Ist dieser Stromverbrauch auch nur gering, so kann er doch über das ganze Jahr summiert recht groß werden (bis 30 Kilowattstunden), so daß bei einem kleinen Anschlusse das Werk 100 Prozent des be- zahlten Nullstromes zu liefern hätte, um den Zähler in Betrieb zu halten. Vor kurzem würde der Fall eines kleineren rheinischen Elektrizitätswerkes bekannt, bei dem auf diese Weise wenig über ein Drittel des erzeugten Stromes bezahlt wurde; alles übrige ver- schludete der Zähler. Bei einem Pauschaltarif sichert sich das Werk durch „Strombegrenzer“ vor übermäßiger Belastung, das sind Appa- rate, die bei Ueberschreitung einer bestimmten, durch die Höhe der Pauschalsumme bedingten Stromstärke die Leitung vielmals in der Sekunde unterbrechen, so daß das Licht ansängt zu flackern, ein Zeichen für den Konsumenten, daß er zu viel Lampen brennt und eine ausschalten muß. Wenn dann noch das Werk umsonst oder gegen mäßige Abzahlungen die Ausführung der Leitungen und sonstigen Anlagen sowie die Lieferung der Lampen übernimmt, wie es schon in Straßburg, Gotha und zum Teil auch in Berlin ge- schieht, wird es auch dem bescheidenen Haushalt möglich, sich den „Luxus“ elektrischer Beleuchtung zu gestatten. Der Erfüllung der sozialhygienischen Mission, die der Elektrizität zweifellos vor- behalten ist, wären wir dann um ein gut Teil näher gerückt.